



Lesbischer Herbst

Lesbischer Herbst®

Yvonne Ford

Darmstädter Landstraße 109

60598 Frankfurt am Main

Tel. 069 61002908

yvonne.ford@lesbischerherbst.de

www.lesbischerherbst.de

www.late-bloomers.de

Lesbische Identität im Lebenslauf – persönliche Erfahrungen und Konsequenzen

Dr. phil. Lising Pagenstecher

Vortrag im „Lesbischen Herbst“ am 10. November 2006
in Ude

© Lesbischer Herbst®

Einführung

Lising Pagenstecher erzählt in diesem Vortrag etwas über ihre Biografie. Theorien kann man viele nachlesen. Aber Lising hat einfach sehr vieles persönlich erlebt und wird das in diesem Vortrag darstellen.

Einige biografische Daten: Lising ist Jahrgang 1930 und ist damit auch Alterspräsidentin im Lesbischen Herbst (*Beifall im Raum*) und außerdem legt sie Wert darauf, dass sie eine leidenschaftliche '68erin ist (*Beifall im Raum*). Sie ist Soziologin und Historikerin und bezeichnet sich heute als „Sozialwissenschaftlerin im Unruhestand“. Sie war 25 Jahre lang am Deutschen Jugendinstitut in München tätig, das ja Lesben auch nicht ganz unbekannt ist, und ist heute noch hin und wieder aktiv in der Frauen- und Lesbenforschung und in der feministischen Bildungsarbeit.

Vortrag

Vorweg möchte ich sagen, dass sich meine Betrachtungsweise auf die Situation in Westdeutschland konzentriert. Für die Frauen, die aus Ostdeutschland kommen, stellt sich die Situation sicher anders dar. Aber ich bin in Köln geboren, in Westdeutschland aufgewachsen, und als 1961 die Mauer errichtet wurde, war ich 31. Also habe ich sozusagen eine Vor- und Nach-Mauer-Existenz in Westdeutschland erlebt.

Nun zu meinem eigentlichen Thema: Lange bevor ich den Begriff Identität kennen und begreifen lernte und er für mein Leben wichtig, ja zentral wurde, hat mich das Phänomen „Identität“ stark betroffen, und zwar im Hinblick auf mein Verhältnis zu den beiden Geschlechtern und daraus abgeleitet zu mir selbst.

Die Entwicklung einer frauenorientierten Identität

Aus heutiger Sicht habe ich in meiner Kindheit und vielleicht auch Jugend hauptsächlich weibliches Fühlen, Denken und Sprechen gelernt. In der intensiven Beziehung zu meiner Mutter, also einer, wie ich es heute nennen würde, „Mutterbindung“ im positiven Sinne, habe ich mein Urvertrauen, meine Gefühlswelt, meine Sinnlichkeit und vermutlich auch mein Denken entwickelt. Auch hatte ich drei ältere Schwestern. Mein Vater war mir wesentlich fremder. Entsprechend standen mir Frauen daher immer näher als Männer. Ich fühlte mich ihnen verwandt, konnte sie verstehen, hatte Vertrauen zu ihnen. Kurz, ihre Sprache war meine Sprache, trotz aller Unterschiede auch zwischen Frauen. Ich entwickelte eine frauenorientierte Identität.

Schon mit ungefähr acht Jahren fühlte ich mich von bestimmten Frauen sinnlich angezogen. Ich mochte es gern, wenn sie mich auf den Arm nahmen, drückten und küssten. Ich hatte ein sinnliches Wohlgefühl dabei.

Mein Verhältnis zum anderen Geschlecht

Zwar hatte ich auch gute Beziehungen zu einigen Männern und zu Jungen als Spielkameraden. Ich habe eigentlich nur mit Jungen gespielt, denn meine Schwestern waren älter und auch in der Nachbarschaft gab es keine gleichaltrigen Mädchen. Aber diese Beziehungen zu Jungen waren kumpelhafte, bei denen ich eher ein Junge unter Jungen war. Eine sinnliche Anziehung spürte ich da nicht. Im Gegenteil war ich abgestoßen und enttäuscht, wenn Jungen oder Männer sich mir in meiner Ausprägung als Mädchen oder Frau nähern wollten.

Als meine Schulfreundinnen anfangen, die Aufmerksamkeit der Jungen auf sich zu ziehen und sich für Jungen zu interessieren, bemerkte ich einen wichtigen Unterschied: Zwar freute auch ich mich, bei Jungen anzukommen, aber mehr musste, sollte es nicht sein. Ich hätte durchaus gerne einen Freund als Freund gehabt, als Gesprächspartner, als Kumpel und Begleiter. Aber das war für meine Verehrer auf die Dauer uninteressant. Daher hatte ich nie längere oder feste Beziehungen mit Jungen oder Männern. Wie man so sagt: Ich „ging“ mit keinem.

Deshalb beschäftigte es mich damals sehr, dass ich nicht in der Lage war, Jungen an mich zu binden. Es kränkte mich, dass ich im Unterschied zu meinen Freundinnen und anderen Mädchen keinen festen Freund vorweisen konnte, obwohl ich für Jungen nicht weniger attraktiv war als meine Freundinnen. Ich fühlte mich ausgeschlossen, nicht dazugehörig. Aber ich versuchte mich zu trösten, indem ich das Problem zeitlich vertagte: Ich dachte damals, nun, das wird sich vermutlich ändern, wenn ich erst einmal 18 oder 20 bin ...

Die Anziehung durch Frauen war mir damals – mit 14, 15 – noch ein geringeres Problem.

Die „lesbische Beichte“ und: Bin ich die Einzige auf der Welt?

Was in meinem Inneren zwischen etwa 14, 15 und 17, 18 Jahren genau passierte, weiß ich nicht mehr so ganz sicher. Aber ich erinnere mich sehr deutlich daran, dass ich irgendwann zwischen meinem 17. und 18. Lebensjahr – es war das Jahr 1947 – meiner für mich damals wichtigsten Schwester quasi „beichtete“, dass ich mich von Frauen angezogen fühlte. Meine Schwester war 24 oder 25, jung verheiratet und hatte vorher einige Semester studiert.

Das Wort „lesbisch“ oder „Lesbierin“ war damals – 1947 – unbekannt, auf jeden Fall in meiner Umgebung. Auch das Wort „homosexuell“ kannte ich nicht. Ich bin mir auch nicht sicher, ob mir Ausdrücke wie „andersrum“, „vom anderen Bahnsteig“ oder ähnliche schon einmal begegnet waren. Ich glaube es eher nicht, war mir doch das ganze Phänomen, außer von mir selbst, unbekannt. Ich kannte kein Mädchen, keine Frau, die „Neigungen“ wie ich hatte. Ich hatte nur mal von einem Mann munkeln hören, der sich andeutungsweise so verhielt, dass man nur mit gerunzelter Stirn über ihn sprechen konnte ... Was genau mit ihm los war, habe ich nicht erfahren. Ähnlich Nebulöses munkelte man über eine Frau, aber ich wusste nicht, worum es eigentlich ging.

Wenn ich mich richtig erinnere, war mein „Versagen“ im Hinblick auf Männer für mich damals *das zentrale Problem*. Dass das Gefühl, mich von Frauen angezogen zu fühlen, problematisch sein könnte, wurde mir vermutlich durch die ausschließlich heterosexuellen Beziehungen um mich herum und dem damals starken Heiratszwang für Frauen sukzessive bewusst. Die negativen Reaktionen der mir nahestehenden Frauen machten mir das Problem gleichgeschlechtlicher Anziehung dann vollends deutlich.

Drei schockierte Frauen

Meine Schwester nahm meine „Beichte“ liebevoll auf, tat nicht entsetzt und verurteilte mich auch nicht, aber sie fand, dass ich mir helfen lassen sollte. Vermutlich wirkte ich in dieser Situation auch reichlich unglücklich. Jedenfalls riet sie mir, mir therapeutisch, ja psychoanalytisch, helfen zu lassen. Die Frage war damals nur, woher das Geld nehmen. Meine Eltern sollten von meiner Neigung nichts erfahren und waren außerdem durch den Krieg verarmt. Andere Geldquellen waren mir nicht zugänglich. Ich selber fand den Vorschlag meiner Schwester durchaus gut und akzeptabel, denn ich hätte damals viel darum gegeben, „normal“ zu werden. Aber mangels Geld konnte ich ihren Vorschlag zu dieser Zeit nicht realisieren.

Zwei Jahre später, ich war 19, empfahl mir meine erste große, leider unerwiderte Liebe, als ich ihr meine „Neigung“ und meine Verliebtheit in sie gestand, mich einer Hormontherapie zu unterziehen und dieserhalb eine Frauenärztin zu konsultieren ...

Sechs Jahre später, ich war 25 und hatte die erste Beziehung mit einer Frau, beschwor meine Mutter mich, als sie auf Umwegen davon erfuhr, mich einer psychoanalytischen Therapie zu unterziehen. Da ich immer noch große Probleme mit meiner Orientierung hatte und die erste Beziehung nicht sehr stabil war, willigte ich ein, und meine Mutter fand einen Weg, die Therapie zu bezahlen.

Die erste Frage, die ich der Psychoanalytikerin stellte, war, ob sie mir – sinngemäß – dazu verhelfen könnte, „normal“, also heterosexuell zu werden. Sie sagte, dass sie mir solche Versprechungen nicht machen könne und dass sich in der Analyse zeigen müsse, wohin ich mich entwickle. Eine fachlich sicher korrekte Antwort, aber angesichts der damals herrschenden Homophobie doch erstaunlich. Außerdem bestärkte sie mich darin, meine geistige Basis zu festigen, indem sie mich ermutigte, das aus Kriegsgründen nicht erreichte Abitur nachzumachen und zu studieren. Dafür bin ich ihr bis heute dankbar.

Also: Die drei wichtigsten Frauen in meinem damaligen Leben, meine Vorbildschwester, meine erste Liebe und meine Mutter betrachteten meine Anziehung durch Frauen als anormal und krankhaft.

Mir ist nicht klar, worin der Schock, den ich bei den drei Frauen auslöste, wirklich bestand. War es mehr das Abgestoßensein von Intimitäten zwischen Frauen oder mehr die Angst vor dem Verstoß gegen die heterosexuelle Norm, also vor dem Diktat der Zwangsheterosexualität? Meine Mutter und meine Schwester empfanden Sexualität zwischen Frauen als etwas schwer Vorstellbares, und meine Mutter litt sehr darunter, dass sie – damals – noch drei unverheiratete Töchter hatte.

Selbstablehnung und beginnende Negativ-Identität

Ich wäre jedenfalls damals gerne hundert Prozent heterosexuell geworden – wenn es das denn gibt? –, weil ich mich von den Problemen, die meine gleichgeschlechtlichen Neigungen bei anderen und bei mir selbst auslösten, total überfordert fühlte. Ich hatte noch *keine entsprechende Identität*, und wenn, *allenfalls die Vorboten einer Negativ-Identität*. Es gab niemanden, die oder der mir beigestanden hätte bei meiner Liebe zu Frauen, auch meine Mutter nicht, die mir doch diese Liebe „beigebracht“ hatte. Aber da die Anziehung durch Frauen so stark war, konnte ich ihr nicht ausweichen, ich musste mich ihr stellen. Und vielleicht ist das der *Beginn meiner lesbischen „Identitätsentwicklung“*?

Da aber ein Verlangen wie das meine nirgendwo offen gelebt wurde, musste ich mich auf der Suche nach Frauen weiter meiner Intuition überlassen, und die führte mich gewaltig in die Irre: d.h. die Subjekte meiner Wahl empfanden nicht so wie ich.

Ich war *in keiner Weise identisch mit mir*, sondern höchst zerrissen. Einerseits spürte ich die starke Anziehung durch Frauen, ohne auf Gegenliebe zu treffen (ich schrieb unerwiderte schwärmerische Briefe an Sängerinnen und Schauspielerinnen), andererseits tröstete ich mich damit, dass ich irgendwann noch einmal heiraten würde. Mit 17 verlagerte ich das auf den Anfang meiner zwanziger Jahre, mit 20 auf die Endzwanziger, mit Ende



20 auf die Dreißiger, mit 30 auf die Enddreißiger, bis ich mit 40 endgültig Schluss machte mit dieser, wie ich es heute interpretieren würde, psychohygienischen und psychostrategischen Lebenshilfe und Lebenslüge. Sie haben mich aber lange Zeit stabilisiert, zumal oder weil die Frau, mit der ich ab meinem 28. Lebensjahr zusammenlebte, den Gedanken an eine Ehe nicht aufgegeben hatte.

Trotzdem war ich zu keinem Zeitpunkt meines Lebens „bi“, sondern immer eindeutig und ausschließlich frauenorientiert, nur die Verhältnisse, die waren nicht so ...

Zur Erläuterung: Mit 25 habe ich zum ersten Mal mit einer Frau „gewacht“ (wir sagen dummerweise „geschlafen“) und mit 28 traf ich dann meine zweite, für lange Zeit große Liebe; allerdings bewegte sich diese Beziehung hauptsächlich in platonischen Bahnen. Für die heutige Lesbengeneration ist das vielleicht schwer zu verstehen. Aber wenn Unerfülltheit das Gewohnte ist, dann ist eine bescheidene Erfüllung schon das Paradies, zumindest für eine Weile.

Die Möglichkeiten, meine Wünsche zu leben, waren also lange Zeit sehr gering und meine Ängste groß, da in den 50er und frühen 60er Jahren Heiraten ein absolutes Muss für Frauen war und Homosexualität ein absolutes Tabu. Mein Vater versprach mich mit 27 Jahren seinem Wirtschaftsberater, mit dem ich selbst nie über so etwas gesprochen hatte, und den ich für mich, selbst wenn ich Hetera gewesen wäre, nie in Betracht gezogen hätte.

Ich entwickelte damals *allenfalls eine Negativ-Identität*: Ich hatte Angst, von Frauen, die mich anzogen und denen ich mich zu nähern versuchte, abgelehnt zu werden, und ich hatte Angst, mich als eine frauenliebende Frau zu zeigen. Ich konnte und wollte dies meinem aus vielen Gründen labilen Selbstwertgefühl nicht zumuten. Und so wünschte ich mich – zumindest in der Zukunft – in eine „heile“, heterosexuelle Welt.

Wendepunkt: die Entwicklung einer positiven lesbischen Identität

Doch dann kamen mir viele äußere Ereignisse zu Hilfe: Als meine langjährige, mehr oder weniger platonische, aber sehr solidarische Frauenbeziehung nach 15 Jahren – also Anfang der 70er Jahre – zu Ende ging, worüber ich sehr traurig war, suchte ich therapeutische Hilfe. Dieses Mal nicht, um „normal“ zu werden, sondern um mich als frauenliebende Frau akzeptieren zu lernen. Ich begab mich in eine psychoanalytische Gruppentherapie, wo ich nach einem Jahr Versteckspiel zum ersten Mal vor einer größeren Gruppe – zur Hälfte Frauen, zur Hälfte Männer – bekannte, Frauen zu lieben. Und das empfand ich als ungeheure Befreiung. Ich hatte mich quasi der Welt geöffnet, was ein großer Unter-

schied zu den vorherigen Einzelbekenntnissen war. Auffallend war, dass nach meinem Coming-out viele Mitglieder der Gruppe anfangen, homoerotisch zu träumen.

Auf mühsamen und angstbeladenen Umwegen begann dann meine Annäherung an und mein Coming-out in Lesbengruppen. Zunächst in einer kleinen Münchner Gruppe, dann auf einem Pfingsttreffen in Berlin. Und schließlich outete ich mich auch in der heterodominierten Frauenbewegung und Frauenforschung sowie in meinen Arbeitszusammenhängen.

Es begann die Entwicklung einer *positiven lesbischen Identität*, wenn auch immer noch begleitet von Diskriminierungsängsten.

Es gab nun auch zunehmend Informationsangebote, die in meiner Frühzeit überhaupt nicht existierten, und die ich nun als große Hilfe erlebte: Zeitungen, Romane und kritische wissenschaftliche Artikel, in denen mit absurden Theorien aufgeräumt wurde. Und es gab immer mehr Möglichkeiten, mit Lesben in Kontakt zu kommen, z. B. rauschende Feste, bei denen die *Flying Lesbians* auftraten oder wir zu ihrer Schallplatte das Lied „Wir sind die homosexuellen Frauen“ schmetterten. Es lief uns heiß und kalt den Rücken herunter, wenn wir es sangen, und wir fühlten uns bärinnenstark. Dieses Lied war damals wirklich *identitäts- und solidaritätsstiftend*.

Auch in den vom Aufbruch gekennzeichneten 70er Jahren standen sich heterosexuelle und homosexuelle Identitäten oft noch als ausschließliche und sich ausschließende gegenüber. Daher empfand ich es als *existenzielle Notwendigkeit, eine lesbische Identität zu entwickeln*. Es erfüllte uns damals mit Stolz, „lesbisch“ zu sein, durchaus mit einem Schuss Arroganz den „Heteras“ gegenüber.

Selbstakzeptanz, ein mühsamer Weg

Aber die *positive Identität, das in allen Lebenssituationen mit sich identisch sein* (wenn es das in einer diskriminierenden Gesellschaft überhaupt gibt), musste hart erarbeitet und erkämpft werden. In der Familie, im Freundeskreis, am Arbeitsplatz, in der Öffentlichkeit. Und ich durchlebte auch manch feigen Augenblick. Das Diskriminierungsgefühl war noch tief verwurzelt, wobei die Selbstablehnung eine oft unentwirrbare Symbiose mit der äußeren Diskriminierung einging.

Ich selber hatte lange die Tendenz, unerklärliche Verhaltensweisen heterosexueller Mitmenschen, z. B. nicht auf einen Brief von mir zu antworten, als Ablehnung wegen meines Lesbischseins zu interpretieren. Später stellte ich dann oft fest, dass die Gründe für

solche Reaktionen nichts mit mir zu tun hatten, sondern bei den Betroffenen selbst lagen, z. B. dass sie krank geworden waren.

Ich denke daher, dass viele Lesben Mühe haben zu unterscheiden, wann es sich um eine wirkliche Diskriminierung handelt und wann um eine angstbedingte Fehlinterpretation.

Meine immer wieder erlebten Irrtümer brachten mich dazu, skeptisch zu werden gegenüber meinen paranoiden Unterstellungen und meine eigene Einstellung zu mir als Lesbe kritisch unter die Lupe zu nehmen. Ich möchte daher die These aufstellen, dass Lesben umso weniger der Gefahr von Fehldeutungen unterliegen, je mehr sie sich selbst in ihrer Lebensweise akzeptieren. (Dies gilt allerdings nur unter relativ liberalen Verhältnissen.)

Von der Defensive in die Offensive

Nach meiner Beobachtung bestand meine eigene Identität als Lesbe und die vieler anderer Lesben, die ich kannte, lange Zeit und zum großen Teil aus Diskriminierungsängsten und -unterstellungen. Ich habe den Eindruck, dass wir uns lange Zeit darin eingerichtet hatten und dass wir uns solidarisch fühlten als Ungeliebte und Verfolgte. Als mir dies klar geworden war, stellte ich meine Einsichten auf einem Lesben-Frühlingstreffen unter der Überschrift „Abschied von der Diskriminierungsheimat!“ zur Diskussion. Und ich forderte dazu auf, dass wir uns „von der Defensive in die Offensive“ begeben.

In diesem Zusammenhang versuchte ich auch, mich in die Rolle der Heteras und Heteros hineinzusetzen. Die meisten haben ja bis heute wenig Ahnung von unserer Lebensweise, von unseren Freuden und von unseren Problemen. Der Mangel an konkretem Wissen wird oft mit Vorurteilen gefüllt und führt zu Verunsicherungen. Ich habe daher damals dazu aufgefordert, dass wir Lesben im Umgang mit Heterosexuellen weniger ängstlich sind, mehr Selbstbewusstsein zeigen.

Die Erkenntnis, dass wir viel zur Veränderung und Verbesserung unserer Situation beitragen können, wenn wir uns aus der Defensive heraustreten, hat dazu geführt, dass *meine lesbische Identität* seitdem eine *überwiegend positive* geworden ist.

Lesbischsein als Nebenidentität

Heutzutage dominiert die lesbische Seite meiner Identität mich lange nicht mehr so stark wie in den 70er, 80er Jahren, wo sie meine *vorherrschende Identität* war. Damals war diese Identität eine zentrale Basis, die mir die Kraft gab, mich gegenüber einer ablehnenden Umwelt zu behaupten und meine eigene Welt aufzubauen und sichtbar zu machen. Heutzutage ist meine lesbische Identität *zu einer Identität unter anderen* geworden.

Für die jüngeren Frauengenerationen scheint die Frage einer lesbischen oder heterosexuellen Identität keine so große Rolle mehr zu spielen. Was hat sich geändert?

Die jüngeren Frauen- und Lesbengenerationen in Deutschland und in einem großen Teil von Europa leben heute in einer Art Toleranzkultur (auch wenn wir deren Ausprägungen nicht immer nur positiv bewerten): Es gibt öffentlich bekannt gemachte Lesben- und Schwulen-Treffpunkte, reichlich einschlägige Literatur (wie der Büchertisch gestern gezeigt hat), eine lesbisch-schwule Präsenz in den Medien, staatlich sanktionierte gleichgeschlechtliche Bindungen, städtische Koordinierungstellen für Lesben und Schwule (zum Beispiel in München und Berlin), lesbische und schwule Stadträte und Parlamentarier, bis hin zu schwulen Oberbürgermeistern.

Entsprechend haben heutige junge Frauen, zumindest aus den Bildungsschichten – wie Untersuchungen und persönliche Erfahrungen zeigen – den Schrecken und die Angst vor der eigenen oder fremden Homosexualität ein Stück weit verloren. Fragt man nicht definitiv lesbisch orientierte junge Frauen nach ihrer Präferenz, so schließen sie Beziehungen zwischen Frauen – zumindest theoretisch – nicht ganz aus. Auch wenn die wenigsten dies realisieren, scheint mir darin doch ein Stück Fortschritt zu liegen.

Da es in unseren Breiten heute also beträchtlich leichter geworden ist, lesbische Phantasien und Neigungen angstfreier und selbstbewusster zu entwickeln, gleichgesinnte Frauen kennen zu lernen und sich etwas kritischer mit dem Geschlechterverhältnis auseinanderzusetzen, ist die Frage einer hieb- und stichfesten lesbischen Identität offenbar nicht mehr so zentral im Leben von jungen Frauen.

Außerdem drängen angesichts der großen Verunsicherungen in der Arbeitswelt damit zusammenhängende Lebensfragen in den Vordergrund.

Daher ist die *lesbische Identität* für viele frauenorientierte junge Frauen heute nachweislich zu einer *Nebenidentität* geworden.

Abschied von der lesbischen Identität?

So ist es vielleicht kein Wunder, dass in jüngerer Zeit auch von Lesben Theorien entwickelt werden, die mit dem Begriff „Identität“ aufräumen. Manche lesbischen Wissenschaftlerinnen würden den Begriff am liebsten abschaffen. Sie bewerten ihn als reaktionär, weil durch das Festhalten an einer bestimmten historischen (*Unterdrückungs-Identität*) nach ihrer Auffassung diskriminierende gesellschaftliche Zustände zementiert werden.

Theoretisch kann ich dem vielleicht folgen, nur die Umsetzung in den lesbischen Alltag fällt mir schwer. Denn eine „*lesbische Identität*“ beinhaltet für mich auch *Gerechtigkeits-*

und Emanzipationsvorstellungen im Hinblick auf das Geschlechter- und das Frauenverhältnis. Denn ich möchte als Lesbe einen gleichberechtigten und gleichgewürdigten Platz einnehmen als Frau im Geschlechterverhältnis und als Lesbe im Verhältnis zu anders lebenden Frauen. Wie kann ich aber diesen Platz erringen und/oder verteidigen, wenn mir solche Gerechtigkeits-, Würde- und Emanzipationsvorstellungen fremd sind?

Ich erlebe seit einigen Jahren einen zunehmend fehlenden Gerechtigkeits- und Emanzipationssinn bei Frauen, manchmal so, als hätte es nie eine Frauen- und Lesbenbewegung gegeben. Ich erkläre mir das aus dem Bedeutungsverlust der Frauen- und Lesbenbewegung und aus der Abnahme feministischer Positionen im Privaten und in der Öffentlichkeit.

Demgegenüber sind männliche Privilegien und männliches Dominanzverhalten nicht etwa verschwunden. Und auch der Vorrang heterosexueller Privilegien ist relativ ungebrochen. Wie können wir da auf eine wachsame und kämpferische Frauen- und Lesbenidentität verzichten? Sollten wir sie nicht eher wieder stärker kultivieren?

(Langer Beifall)